

# DAS MAGAZIN



Eine lange Reise in die Arktis.  
Oder: Das schnelle Sterben einer Welt

## EDITORIAL / LANDSCHAFTSRÄUME



Die circa 50 Meter hohe Gletscherfront des Monacobreen auf Spitzbergen, Juli 2019.

In diesem Heft lesen Sie die Erzählung einer Reise in die Arktis (*Seite 12*). Birgit Lutz, eine Expeditionsleiterin, beschreibt eine Welt, die sich rascher verändert, als es die Klimawissenschaft vorausgesehen hat. Die Reportage ist stark, weil die Autorin ihren Text nicht mit Daten überlädt. Die Arktis dient ihr nicht nur als Theoriemaschine zur Erklärung des Klimawandels. Natürlich sind die Daten (mit Daten beschreibt man Fakten) katastrophal. Nur sollte man selbst oder gerade im Zeitalter des sechsten Massenaussterbens die Welt nicht nur aus wissenschaftlicher Perspektive sehen.

Wirklich ökologisch zu denken bedeutet, sich nicht nur distanziert mit dem zu beschäftigen, was der Verstand (die Wissenschaft) alles aufdeckt. Sondern immer wieder eigene Erfahrungen zu sammeln. Zum Beispiel einen Novemberspaziergang zu unternehmen über den raschelnden Laubteppich im Wald. Aber dieser Gedanke stammt nicht von mir, sondern von dem Philosophen Timothy Morton. Sein Buch «Ökologisch sein» ist unbedingt lesenswert.

Noch etwas hat der Text von Birgit Lutz in mir ausgelöst: die Reiselust. Indem die Abenteurerin eine Reise in die Arktis unternimmt, erweitert sie ihr Leben um einen riesigen Raum, im wörtlichen Sinn. Wir alle verbringen unser Leben ja in Räumen, in den geschlossenen von Zimmern (dieses Jahr mehr denn je) und den offenen von Landschaften. Und natürlich prägen diese Räume unsere Biografie mit.

Vergangen Sonntag schaute ich den Film «Nostalghia» von Andrei Tarkowski (auf *filmingo.ch*). Ein russischer Schriftsteller reist durch die Toskana nach Bagno Vignoni. Ich erinnerte mich an eine lange zurückliegende Wanderung mit einem Freund durch genau die Landschaft des Filmes. Auch die endete in dem nostalgischen Badeort. Dummerweise endete in Bagno Vignoni aber auch unsere Freundschaft (ich weiss nicht mal mehr genau, weshalb).

An jenem Sonntag las ich auch mit grossem Vergnügen Dutzende von Mails mit Geschichten und Bildern von Gelehrtensteinen, die Sie, liebe Leserinnen und Leser, mir freundlicherweise geschickt haben. Vielen Dank! Alle diese Steine haben Sie von irgendwoher nach Hause getragen. Sie erinnern an nahe oder ferne Landschaftsräume. Wenn alles gut geht mit dem Impfstoff, werden wir uns bald wieder freier in dieser Welt bewegen können, wo noch viele interessante Steine liegen.

**FINN CANONICA**

- 12 Die Arktis verschwindet immer schneller. Bericht einer Expedition. VON **BIRGIT LUTZ**
- 22 Weshalb wir um jeden Preis den Konsum zurückfahren müssen, wenn wir das Klima retten wollen. VON **MATHIAS PLÜSS**
- 25 Kann man eine Frau definieren, und wenn ja, was bringt es? Gespräch mit der Philosophin Carol Hay. VON **NINA KUNZ**

- 6 **PHILIPP LOSER** «Moralisch» sind immer die andern
- 6 **KATJA FRÜH** Melanias letzter Tagebucheintrag
- 7 **BEN MOORE** über Neues aus dem All
- 8 **JOURNAL DER GEGENWART**
- 10 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** Unser Mantra?
- 11 **HANS ULRICH OBRIST** lobt den Eisernen Vorhang
- 29 **CHRISTIAN SEILER** adelt Eier
- 30 **MAX KÜNG** war noch nie im Schönbühl Center
- 31 **ZU HAUSE BEI** einer Porzellankünstlerin



# Nachruf auf die Arktis

Die Expeditionsleiterin *Birgit Lutz* über eine einzigartige Welt, die in diesen Wochen und Monaten untergeht.

---

I

## Ein unheimlicher Berg

Fast lautlos schiebt sich unser Segelschiff in den Fjord hinein, in dem Eisschollen auf einem schmelzwassergrün-glatten Meer liegen. Es rummt, wenn wir eine Scholle treffen, dann kratzt sie an Bug und Rumpf entlang, wer jetzt unten schläft, hört dieses Knirschen, Vorbeischrammen, Gurgeln, das Geräusch, das draussen eine Zauberwelt verheisst.

Niemand kann schlafen während einer Eisfahrt. Unsere Augen flirren durch den Nebel, wir sind schon tief im Fjord, und irgendwann sollten wir sie nun sehen, die Wand von Monaco- und Seligerbreen, der beiden gewaltigen Gletscher am Ende des Liefdefjords im Nordwesten Spitzbergens.

Der Nebel wird dünner und an einer Stelle dunkler. Wir können nicht einordnen, was das Dunkle ist. Vor uns sollte Eis sein, Eis, das immer viel Licht reflektiert. Es sollte hell sein. Wenig später zerreisst der Nebel, und wir sehen: Das Dunkle ist ein Berg. Es ist der Ausläufer des tausend Meter hohen Høghotten, ein Bergrücken, der zum Meer abfällt. Nördlich und östlich dieses Rückens schieben sich zwei Gletscher in den Fjord. Am Ende des Bergrückens flossen sie bisher zusammen und bildeten gemeinsam die Gletscherfront, wegen der wir hier sind.

Wegen ihrer Grösse, wegen ihrer Schönheit, weil sie da ist.

Aber nun ist sie weg.

Es ist 2015, die Eismassen haben sich so weit zurückgezogen, dass der Berg die beiden Gletscher teilt. Die eine, grosse Gletscherfront gibt es nicht mehr. Ich lasse die Kamera sinken und schaue auf diesen schwarzen Felsen im weissen Eis.

Ich weiss, dass die beiden Gletscher vor einigen Jahrzehnten noch um Kilometer weiter in den Fjord hineinragten, dass dort, wo ich jetzt auf dem Klüverbaum der SV Antigua sitze, vor wenigen Jahren noch Gletscher war.

Der Seligerbreen, so heisst der nördliche Gletscher, hat in elf Jahren mehr als anderthalb Kilometer Länge verloren. Ein immenses Volumen, wenn man bedenkt, dass die Gletscherwände hier etwa fünfzig Meter hoch aufragen und mehrere Kilometer breit sind. Aber solange diese Front noch eine war, solange dieser Fjord noch durch eine Wand aus Eis begrenzt wurde, konnte man sich vormachen, dass es immer noch viel Eis gibt, dass sich zwar viel verändert, aber doch immer noch...irgendwie in Ordnung ist.

Jetzt geht das nicht mehr. Der Nebel hat sich verzogen, und so klar, wie die Luft nun wieder ist, so klar ist die-

ses Gefühl: Das ist eine neue Stufe. Seit ich 2007 angefangen habe, in der Arktis zu arbeiten, werde ich immer wieder gefragt: Kann man den Klimawandel sehen? Anfangs habe ich geantwortet, ich sei noch zu kurz dort oben unterwegs, zudem seien meine Beobachtungen ohnehin nur Momentaufnahmen an einem spezifischen Ort und damit nicht aussagekräftig. Wenn wenig Meereis in Spitzbergen ist, kann anderswo sehr viel sein, wo wie viel Eis ist, das hängt von zahlreichen Faktoren ab, vom Wind, von Strömungen, von der Corioliskraft, es kommt, beim Meereis wie beim Klima, eben immer auf so viele Einzelteile und schliesslich aufs Gesamtbild an.

Heute habe ich eine andere Antwort. Heute sage ich, ja, man kann den Klimawandel sehen. Man kann ihn sogar sehen, wenn man nur zweimal in die Arktis fährt. In einem Jahr einen Gletscher anschaut und im nächsten Jahr wiederkommt. Dann wird man sehen, dass nichts mehr ist wie vorher. Die Veränderung ist jetzt so schnell, so augenscheinlich, man braucht keine Vergleiche mehr mit Bildern aus dem vorigen Jahrhundert, und man muss überhaupt nichts wissen über Gletscher, Meereis, Klimawandel.

Es reichen jetzt ein paar Jahre. Es reicht ein Jahr. Und noch während ich dies schreibe, erfahre ich: Das stimmt

auch schon nicht mehr. Jetzt reichen Monate.

Dieser beschleunigte, neue Prozess hat für mich 2015 begonnen, und dieser Moment im Juli, als sich dieser Berg, der dort nicht sein sollte, aus dem Nebel schälte, war der Anfang. Das ist eine Laienaussage, ich hatte keinen Beleg dafür, dass plötzlich et-

was anders war, dass etwas passierte, was nicht schon vor langer Zeit begonnen hatte. Aber nach diesem ersten Moment des Staunens und Erschreckens passierten 2015 und 2016 noch so viele andere Dinge, dass irgendwann eine kalte Hand nach meinem Herzen griff und ein ganz seltsames Gefühl sich breitmachte in mir.

Es war ein bisschen Trauer, und als ich genauer hinhorchte, war es Angst. Es war das dunkle, bange Gefühl, dass nun etwas angefangen hat, das sich nicht mehr aufhalten lässt. Etwas, das grösser ist als wir, grösser als Spitzbergen, grösser als die Arktis.

Es war das Gefühl, dass nun die ganze Welt dran ist.

---

## II

### Der verschwundene Grillplatz / 9 Grad plus statt 30 Grad minus / Verendete Rentiere



Das Eis wird dünner: Auf der SV Antigua nördlich des 80. Breitengrades unterwegs.

Nach dieser Reise war die Crew unseres Segelschiffs bei Freunden in Longyearbyen zum Grillen eingeladen; Longyearbyen ist der Hauptort von Spitzbergen, er liegt geschützt im kleinen Adventfjord, einem Seitenfjord des grossen Isfjord.

Die Hütte unserer Freunde steht etwas ausserhalb des Orts in der Nähe des Flughafens, etwa zwanzig Meter vom Ufer entfernt, das an dieser Stelle einige Meter steil abfällt. Zwischen Hütte und Ufer sassen wir an dem Grillplatz, auf Bänken aus Treibholz um den grossen Schwenkgrill. Ein Feuer knisterte uns durch die helle Nacht. Es war schön, dort zu sein. Wir blieben lange sitzen und schauten dem Licht beim Weicherwerden zu.

Diesen Grillplatz gibt es nicht mehr. Ein Wintersturm hat ihn weggerissen, im November 2016, und mit ihm gleich Teile der Strasse, die am Flughafen vorbeiführt. Unsere Freunde mussten ihr Haus verlassen und anderswo Zuflucht suchen. Später haben sie das Haus demontiert und weiter vom Ufer entfernt wiederaufgebaut.

Küstenerosion nennt man das. Es ist das, was an vielen Orten an nördlichen Küsten jetzt geschieht, seit die Ufer im Winter während der grossen Stürme nicht mehr von Meereis geschützt werden. Das Meereis verhinderte das Anbränden an die Steilküsten, das Hineinbeissen der Wellen. Wenn das Eis dick genug ist, ruht das Meer darunter still.

Jetzt ist das Eis aber nicht nur nicht mehr dick genug, es ist an vielen Stellen gar nicht mehr da, weder auf dem





«Wir merkten, dass es warm war»:  
Birgit Lutz im August 2017 auf Spitzbergen.

Meer noch im Boden, denn auch der Permafrostboden taut auf. Die Winterstürme prallen mit Wucht auf die geschwächten Küsten und reißen Wunden in die alten Ufer.

An jenem Sommerabend wussten wir noch nicht, dass es den Grillplatz bald nicht mehr geben sollte. Wir merkten nur, dass es warm war. Ich musste einige Tage in Longyearbyen auf mein nächstes Schiff warten. Knapp 1500 Kilometer vom Nordpol entfernt konnte ich in dieser Woche mehrmals T-Shirt tragen.

Die Terrassen Longyearbyens waren voll besetzt, in den isolierten Häusern mit den grossen Fenstern wurde es unerträglich stickig, der Staub der Strassen liess einen denken, man sei irgendwo in Afrika. Seit 1970 werden an der Station beim Flughafen die Temperaturen gemessen, im August liegen sie durchschnittlich bei 4,8 Grad, im August 2015 kletterten sie zwei ganze Grad höher. Im Durchschnitt. An manchen Tagen wurden mehr als

16 Grad gemessen, und auch diese Marke wurde mittlerweile wieder gerissen, fast 22 Grad hatte es im August 2020 in Longyearbyen. In der Hocharktis.

Und dann kam der Winter. In der Nacht von 18. auf 19. Dezember 2015 brach ein Sturm über Longyearbyen herein, der der stärkste seit dreissig Jahren werden sollte und viel Schnee mit sich brachte. Am Morgen des 19., dem Samstag vor Weihnachten, riss am Sukkertoppen, einem der kleinen Berge, zwischen deren steilen Hängen Longyearbyen liegt, ein Schneebrett ab. Es rutschte hinunter, auf einen Ortsteil mit bunten Häusern zu.

In diesem Moment stand ein Bekannter von uns in seiner Küche vom Tisch auf, in der er mit seiner Frau, der kleinen Tochter und einer Freundin gerade frühstückte. Er ging ins Wohnzimmer, um etwas zu holen. Die Lawine traf das Haus, verschob es und füllte die Küche bis auf wenige Zentimeter unter die Decke mit Schnee. Unser Bekannter konnte sich in der stockfinsternen Polarnacht in seinem dem Berg abgewandten Wohnzimmer selbst aus

dem Schnee befreien. Danach grub er seine Frau, sein Kind und die Freundin aus dem Schnee, alle überlebten. Ein 42-jähriger Mann und ein zwei Jahre altes Kind in der Nachbarschaft hatten weniger Glück. Sie starben.

Es gab vor 2015 einige Menschen, die kritisch auf die steilen Hänge äugten, unter und an die Longyearbyen gebaut ist. Wer aus den Alpen stammt und zum ersten Mal in diese Ortschaft kommt, traut seinen Augen nicht. Lange aber waren die Hänge und ihre Steilheit kein Problem. In der arktischen Wüste, die bisher das Klima Longyearbyens war, fiel nie genügend Schnee, Lawinen bauten sich erst gar nicht auf. Der mittlere Jahresniederschlag betrug knapp unter 200 Millimeter, weil es kalt und damit trocken war. (In Zürich sind es durchschnittlich mehr als 1000 Millimeter im Jahr.)

Das ist jetzt anders. Weil es immer wärmer wird im Winter, ist die Luft feuchter, und es schneit mehr. An vielen Stellen der Arktis hat der Niederschlag im 20. Jahrhundert um acht Prozent zugenommen. Prognosen sa-

gen einen weiteren Anstieg um 20 Prozent voraus, besonders stark nehmen die Niederschläge dabei im Herbst und Winter zu.

Für Spitzbergen gibt es eine Prognose, die für die Jahre 2071 bis 2100 einen Niederschlagszuwachs von 65 Prozent im Vergleich zu den Jahren 1971 bis 2000 vorhersieht. Und weil es im Winter mittlerweile sogar manchmal Plusgrade hat, kommt dieser Niederschlag nicht nur in Form von Schnee, sondern sehr oft auch als Regen daher.

Man möchte meinen, in dieser so lebensfeindlich scheinenden Gegend sei es eine Wohltat für alle, wenn es wärmer würde. Das ist aber nicht so. Die Tier- und Pflanzenwelt hat sich über Jahrtausende an die tiefen Temperaturen angepasst. Wenn es wärmer wird, haben diese Tiere und Pflanzen ein Problem. Und die Menschen auch.

Wenige Tage nach dem verheerenden Schneesturm kam es zu einem solchen Regen. Warmluft drang bis in die Polregion vor. In Zeiten, in denen sonst 30 Grad unter null herrschen,

wurden plötzlich neun Grad plus gemessen. Mitten in der Polarnacht begann es zu regnen – allein an zwei Tagen fielen mehr als 50 Millimeter Niederschlag. Ein Viertel dessen also, was es hier sonst im ganzen Jahr gibt. Von einigen Häusern wurden die Dächer weggerissen, es regnete so stark, dass der komplette Schnee wieder verschwand. Verheerung, zweimal innerhalb weniger Tage.

Als Erinnerung an den Regen legt sich jedes Mal ein Eispanzer auf die Inseln. Wenn es im Winter regnet, finden wir im Sommer viele verendete Rentiere. Wenn es viel schneit, auch. Die Tiere schaffen es dann nicht, mit ihren Hufen durch den tiefen Schnee zu graben oder das feste Eis aufzukratzen und den Winter mit den Flechten und Moosen zu überleben, die sie normalerweise unter einer dünnen, trockenen Schneeschicht gut freilegen können. Und so wie die Rentiere sterben, brechen sich die Menschen ihre Knochen. Seit Jahren schon, weiss ich von Ärzten in Nordnorwegen, steigen dort im Winter die Zahlen der gebro-

**«Wenn man einige Monate später an einen Gletscher zurückkommt», sagt Andreas, «glaubt man sich an einem völlig neuen Ort.»**

chenen Ellbogen und Handgelenke, weil die Menschen auf dem Eispanzer ausrutschen, der sich auch dort infolge des Regens bildet.

Wenn wir im Winter dort unterwegs sind, kommen wir manchmal keinen Meter voran ohne unsere Grödeln, schon die Anleger für unser Schiff sind häufig mit dem schönsten Blankeis überzogen, das erst beim nächsten Wärmeeinbruch kurz verschwindet.

---

### III

#### **Der Forscher im T-Shirt / Nutzlose Landkarten / Einem Gletscher beim Sterben zusehen**

Die geteilte Gletscherfront. Die Hitze im August. Die Lawine. Der Regenschauer im Januar. All das zusammen liess zum Jahreswechsel 2015/2016 jenes im Juli aufkeimende, dumpfe Gefühl zu einem ganz klaren Gedanken werden: Jetzt ist es so weit.

Stimmt das? In einem der Häuser, die im Januar 2016 kein Dach mehr hatten, wohnte ein Kollege und Freund von mir. Andreas Alexander ist Glaziologe, er hat mehrere Jahre in Longyearbyen gelebt und studiert und ist nun Doktorand an der Universität Oslo. Er hat sich sehr viel mit den Gletschern Spitzbergens beschäftigt, er hat sie nicht nur von aussen gesehen wie ich, er ist in sie hineingestiegen, durch sie hindurchgeklettert, hat Messgeräte in sie gebohrt und wieder eingesammelt.

Ich kenne ihn, weil er ab und zu Vorträge auf den Schiffen hält, auf denen ich arbeite. Als ich ihn für diesen Text über Skype anrufe, sitzt An-

dreas Alexander im T-Shirt in der kühlen Oktobersonne Norwegens. Er ist bekannt dafür, erst bei zweistelligen Minusgraden eine Jacke überzuziehen. Im Hintergrund spielt passend zu meinen Fragen die Melodie eines Glacewagens vor sich hin. Als ich ihm von meinen Gedanken erzähle und dem Anblick des dunklen Berges, nickt Andreas schweigend. «Das ist für uns schon ein Klassiker», sagt er dann. «Wenn man einige Monate später an einen Gletscher zurückkommt, glaubt man sich an einem völlig neuen Ort.» Dann macht er eine Pause und sagt: «Du täuschst dich leider nicht.»

Andreas schaltet mich auf seinen Computer und nimmt mich mit auf eine Reise durch seine Forschungsarbeit. Er zeigt mir eine digitale topografische Spitzbergen-Karte des norwegischen Polarinstituts. In dieser Karte sind die Gletscherverläufe von 2011 zu sehen, man kann auf Land-

schaftsbilder umschalten und hat so einen faszinierenden Luftblick auf das Spitzbergen von 2011. An vielen Stellen gibt es dazu noch Luftbilder von 1936. Wer Karten mag, kann sich stundenlang verlieren auf dieser Seite (*toposvalbard.npolar.no*), kann mit ihrer Hilfe in eine Welt blicken, die es nicht mehr gibt, und bekommt eine noch bessere Ahnung, wie sehr in diesen Breiten alles in Bewegung geraten ist. Und welche geringe Haltbarkeit Landkarten hier noch haben.

Andreas merkt das besonders, er benutzt die Seite oft zur Planung seiner Forschungseinsätze. «Das funktioniert aber nicht mehr», sagt er. «Wenn man jetzt mit dieser Karte plant und dann zu dem Gletscher geht, dann ist da oft gar kein Eis mehr.» Viel Zeit hat Andreas zum Beispiel am und im Kongsvegen verbracht, einem Glet-

scher am Ende des Kongsfjords, in dem sich die bekannte Forschungs-siedlung Ny-Ålesund befindet. «Von 2011 bis 2020 hat dieser Gletscher etwa dreieinhalb Kilometer verloren», sagt Andreas, «und jetzt geht es immer schneller. Als wir diesen Sommer dort waren, brachen im Minutentakt riesige Eisberge ab. Ich war noch nie an einem Gletscher, der so häufig kalbte, mit so enormen Eismassen.»

Warum es zu diesen gewaltigen Abbrüchen kam, das wissen er und seine Kollegen noch nicht mit Sicherheit. «Wir glauben, dass warmes atlantisches Wasser eingedrungen ist», sagt er. Denn an der Westküste Spitzbergens fliesst ein Ausläufer des Golfstroms nach Norden – und dieser wird immer wärmer.

«Diese immer wärmere Strömung kommt in den Fjord und greift den Gletscher von unten an.» Andreas fährt mit seiner Maus in die südliche Kurve der Gletscherkante. «Wir haben beobachtet, wie dieser gesamte untere Teil abgebrochen ist. In den zwei Wochen, in denen wir dort waren, hat der Kongsvegen an dieser Stelle etwa fünfzig Meter verloren. Was hier laut Karte noch ins Wasser ragt, ist weg. Der Gletscher endet jetzt an Land.»

Genau wie der Blomstrandbreen, der einige Kilometer entfernt in den Kongsfjord fliesst. In den Kongsfjord floss. Im Mai 2019 bestieg ich, wie jedes Jahr, mit einer Gruppe die Seitenmoräne des Gletschers mit Schneeschuhen. Es ist ein fantastischer Weg, nicht weit, und man kommt schnell in eine Höhe, von der man erst seitlich in den Gletscher hinein- und dann von oben auf ihn draufschauen kann. Gewaltige Eistürme ragen dort in die

Luft, man kann in tiefe Spalten sehen, alles ist so riesig, so massiv, man muss oft stehen bleiben, um zu erfassen, was man sieht. Am Ende des Wegs blieben wir sitzen, still, hörten dem Plätschern und Knacken zu. Diese Momente sind es, warum ich die Arktis so liebe. Man kann Dinge von einer solchen Schönheit sehen, dass man am Ende ganz erfüllt ist von ihr und kaum noch etwas anderes braucht.

Drei Monate später, im August, kam ich auf dem Segelschiff mit einer Sommertour wieder an diesen Gletscher. Ich stieg gerade vom Steuerhaus hinunter aufs Zwischendeck, als mein Blick auf das Eis fiel. Auf der Treppe blieb ich stehen. Ich konnte nicht glauben, was ich sah. Die Eistürme, die immer den unteren Teil des Gletschers ausgemacht hatten, waren beinahe alle eingestürzt, und fast der gesamte Teil, der ins Wasser geragt hatte, war weg.

An vielen Stellen konnte man Gestein unter dem Eis erkennen. Ich ging wieder ins Steuerhaus zurück und nahm mein Fernglas. So weit ich hinaufsehen konnte, sah ich Eisbrocken, umgestürzte Türme, der Gletscher verflachte sich. Bald würde dieses fantastische Gebilde nur noch eine flache Eisschicht sein, die Meter um Meter mehr Gestein freigeben würde. Der Gletscher starb.

Jedes Mal wieder empfinde ich tiefe Dankbarkeit, wenn ich in diesen wunderbaren Eislandschaften sein darf, die so reduziert und doch so reich sind, von einer solchen ans Herz rührenden Schönheit. Sie verschwinden zu sehen, bricht mir das Herz, und ich denke dabei gar nicht in erster Linie an das grosse Ganze, den Klimawandel, den Meeresspiegel, die Zukunft der Menschheit. Mich durchdringt in solchen Momenten nur grosse Trauer, darüber, dass etwas so Wundervolles verschwindet, dass wir niemals wieder voll Demut werden staunen können, wie gross und schön dieses Eis ist und welche Werke die Natur geschaffen hat. Und manche mögen es nicht verstehen, dass man weint, in einem solchen Moment.

Als ich Andreas von dieser Beobachtung erzähle, sagt er, er habe keine guten Nachrichten für mich. Der Blomstrandbreen ende nun, bis auf einen kleinen Teil in der Mitte, auf seiner ganzen Breite an Land.

Seine Worte schallen aus meinem Computer und bleiben in meinem Zimmer hängen. Andreas lässt das Bild stehen und schweigt eine Weile, damit ich das Gehörte verdauen kann, vielleicht.

Gletscher sind immer in Bewegung, sonst wären sie keine Gletscher. Sie sind nicht still und starr, in Gletschern kracht und arbeitet es, immer. Gletscher sind zu Eis gepresster Schnee, der Berge hinabrutscht, so kann man das vereinfacht sagen. Im Winter bekommen sie Nahrung durch Schnee, und wenn der Schnee im Sommer nicht abschmilzt, wird er durch den Druck von mehr und mehr Schnee zu Eis. Das Schmelzwasser bahnt sich seinen Weg an der Oberfläche und im Innern des Eises, auch das ist immer so, es ist der normale Jahresrhythmus.

Doch auch das ist jetzt anders, zeigt mir Andreas. Kanäle, die vor zwanzig Jahren zwei bis drei Meter breit waren und in denen im Sommer das Schmelzwasser in fünfzig Meter Tiefe unter dem Eis dahinplätscherte, sind mittlerweile zu zwanzig Meter breiten, offenen Canyons geworden. Und die sind nur noch zwanzig Meter tief, weil der Gletscher so viel an Dicke, an Volumen verloren hat und immer weiter schmilzt.

All dieses Wasser schiesst mit hoher Geschwindigkeit durch den Gletscher und höhlt ihn dabei aus.» Die Fliessgeschwindigkeit in solchen Canyons hat sich verzehnfacht, sagt Andreas, so massiv ist die Schmelze, so viel Wasser fliesst nun ab.

Die schnelle Schmelze und die rasanten Veränderungen machen Andreas' Arbeit gefährlich. In Gletscher einzusteigen birgt immer Risiken, wer weiss schon, wann genau ein Eisturm einstürzt, wo sich eine Spalte öffnet. Bisher aber konnte man Risiken – vor allem in Gletschern, über die es bereits Daten gab – doch einigermaßen abschätzen. Auch das ist nicht mehr so.

2019 untersuchen Andreas und seine Kollegen den Tellbreen nahe Longyearbyen. Sie steigen im März in den Gletscher ein und wollen kartieren, wie sich der Permafrost unter dem Gletscher verändert. Dazu klettern sie durch Kanäle bis auf den Gletschergrund und installieren Temperatursensoren. Auf den Bildern sieht man Andreas schlammbedeckt durch enge

**Riesige Eisblöcke  
liegen aufeinander-  
gestapelt, gebro-  
chen, zerrinnend  
im Schlamm.**



Spalten kriechen, über ihm gewaltige Eismassen. Glaziologen dürfen keine Klaustrophobiker sein.

Sieben Monate später, Mitte Oktober, kehren Andreas und seine Kollegen wieder zum Gletscher zurück und wollen die Sensordaten herunterladen. Andreas zeigt mir ein Foto dessen, was sie dort vorfanden: Alles Eis, das im Frühjahr noch über den Kanälen war, ist kollabiert. Riesige Eisblöcke liegen übereinandergeworfen, aufeinandergestapelt, gebrochen, zer-

rinnend im Schlamm. Seit einigen Tausend Jahren gab es diesen Gletscher. Verglichen damit sind diese Kanäle, nur einen Wimpernschlag nach dem Andreas wieder aus ihnen herausgekrochen war, zusammengebrochen. «Man muss es sich schon genau überlegen», sagt er, «wo man noch einsteigt.»

Und die Sensoren, die sie holen wollten? Die Sensoren, die sie einen Meter tief in den Permafrost gebohrt hatten, wurden vollständig aus dem

Boden gespült. Wieder hat es stark geregnet im Sommer, einen Tag lang. «Sehr viel Wasser floss sehr schnell durch diese Kanäle. Das Wasser hat den Permafrostboden schlagartig aufgewärmt und bis in einen Meter Tiefe weggespült», sagt Andreas, «das ist eine gewaltige Erosion.»

Die Beobachtungen dieses Forschungseinsatzes werden in diesen Tagen in einer Studie veröffentlicht werden ([tc.copernicus.org/preprints/tc-2020-124](https://tc.copernicus.org/preprints/tc-2020-124)).

---

#### IV

### **Die Modelle waren zu optimistisch. Alle / Der Reigen der Jahreszeiten ist kaputt / So viel Leben!**

Dass die Gletscher schmelzen, weiss man schon lange, es ist nichts Neues. Forscher messen, modellieren. Das Schlimme ist, dass alle Modelle deutlich zu konservativ waren. In den jüngsten Jahren wurden sie alle übertroffen. Das, was wir so lieben an diesen Eislandschaften, was die Abenteu-

rer und Entdecker einst so wundervoll beschrieben, die Einfachheit, das unveränderlich scheinende Da-Sein einer massiven und doch so zarten Naturschönheit, ein Eis, das grösser ist, als wir mit den Augen und Kameras erfassen können – all das wird es schon zu unseren Lebzeiten nicht mehr ge-

ben. Was Fridtjof Nansen so faszinierte und was er 1891 in «Eskimoleben» beschrieb, wird nur noch zwischen Buchdeckeln zu finden sein:

«Arm ist das Land, das wir den Eskimos raubten, nackt und entlegen wie kein anderes von Menschen bewohnt.



KUNSTHAUS ZÜRICH  
IM HERZEN WILD  
DIE ROMANTIK  
IN DER SCHWEIZ  
BIS 14.02.21



tes Land – und doch so schön! Ich weiss nicht, ob es anderen ebenso ergeht, aber für mich verschmilzt es mit der ganzen träumerischen Schönheit des Märchenlandes meiner Kinderjahre, und ich habe dort unsere Natur in noch grösserer und reinerer Gestalt wiedergefunden. Die starke, wilde Natur gleicht einer in Eis und Stein gehauenen Vorzeitsaga, die bisweilen so feine, weiche Stimmungsbilder enthält wie ein Gedicht. Sehe ich Schneefelder und Gletscher, so eilen meine Gedanken nach Grönland, wo die Schneefelder grösser sind als bei uns und die Gletscher in ein von Treibeis und Eisbergen gefülltes Meer abfallen.

Höre ich laute Loblieder auf den Fortschritt der Gesellschaft, auf grosse Männer und grosse Taten, dann sucht mein inneres Auge die unendliche Schneefläche, die sich starr und weiss von einem Meer zum anderen erstreckt, über Berge und Täler, die einst fruchtbar waren. Alles ist dort einfach und doch so grossartig. Weisser Schnee, blaues Eis, kahle schwarze Berge und Gipfel – und dazu die oft sturmbewegte, dunkle See. Wenn ich die Sonne glühend ins Meer sinken sehe, denke ich an das ferne Land, wo in der glitzernden, wogenden See die Klippen und Holme gegen die untergehende Sonne rosenrot erscheinen und auf den Bergen das herrlichste Alpenglühn dämmt. Doch nichts lässt sich vergleichen mit der grönländischen Nordlichtwinternacht. Sie ist der geheimnisvolle Atem der Natur selbst.»

*Fridtjof Nansen, «Eskimoleben», 1891*

Es sind nicht nur die Landschaften, die Lichterspiele und die dunkle See, die die Arktis so faszinierend sein lassen. Nirgendwo sonst pulsiert das Leben wie hier. Wenn wir im Sommer auf Spitzbergen arbeiten, sehen wir mit jeder Reise Veränderung. Die Vögel kehren zu Tausenden zurück, die Stille der Polarnacht weicht dem Geschrei der Krabbentaucher, Dickschnabeln und Eismöwen lassen die Melodie Spitzbergens neu erklingen, und ihr Geflatter füllt den Himmel.

Auf den Tundraebenen blühen die Blumen, und in den Fjorden tauchen Wale auf. Alle Tierwelt ist geschäftig, um sich im kurzen Sommer zu reproduzieren, das Leben explodiert, bevor es im August schon wieder Herbst wird und im September schneit. Das alljährliche Pulsieren von Leben, das leise Hinsterben und das grosse Wiedererwachen, ist dort noch so viel extremer als in gemässigten Breiten; es ist ein solches Wunder, jedes Jahr wieder. Auch dieser enorme Gegensatz wird verflachen, wenn die Winter noch wärmer und regenreicher werden. Der Jahreszeitenreigen ist kaputt.

Warum waren alle Modelle zu konservativ? Weil sich nun so viele Prozesse gegenseitig verstärken.

Andreas erzählt vom Hansbreen, einem 20 Kilometer langen Gletscher, auf dem ein polnischer Kollege 2016 im Oktober, wenn es normalerweise schneit und zehn Grad minus hat, nicht eine Flocke Schnee fand. Er zeigt mir Bilder, die aussehen, als wären sie im Juli aufgenommen. Der Gletscher bekommt keine Nahrung mehr, er schmilzt von oben. Und nun also durch den Regen und warme Meeresströ-

mungen auch von innen und unten. Und nun kann unter bestimmten Umständen sogar im Winter die Schmelze weitergehen. Wenn, wie 2015 geschehen, noch nicht viel Schnee gefallen ist, es dann aber sehr stark regnet. Dann wäscht der Regen den wenigen Schnee weg, der Gletscher baut weniger Masse auf, der Regen wirkt wie ein Schmierstoff und lässt den Gletscher schneller ins Tal fließen – und der Gletscher erwärmt sich von innen. Denn der Regen und das Schmelzwasser, die durch das Eis laufen, gefrieren schliesslich bei fallenden Temperaturen – und gefrierendes Wasser gibt Wärme ab. Es geht dann nur noch in eine Richtung.

Am Ende sagt Andreas, es sei für ihn ebenso schockierend, wie schnell sich alles entwickle, wie es ihn schockiere, dass gleichzeitig politisch so wenig getan werde.

Es gibt heute Klimamodelle, die einen Anstieg des Meeresspiegels von einem Meter errechnen, andere rechnen mit drei Metern. Und dann gibt es in der Antarktis einzelne Gletscher und Bereiche, für die ein schlagartiger Kollaps diskutiert wird – deren Schmelze allein würde zu einem Anstieg von zwei Metern führen.

Der Punkt, an dem sich das alles nicht mehr aufhalten lässt, wird bald erreicht sein. Nicht nur die Arktis in ihrer heutigen Form wird dann aufhören zu existieren – wir gehen dann in die Geschichte ein als die Generation, die wider besseres Wissen nichts unternommen hat und deswegen dafür verantwortlich ist, dass ganze Länder von der Landkarte verschwinden.

Und so viele Tiere.

---

## V

### **Ein Schweizer schlägt Alarm / Wale verhungern / Die jüngsten Veränderungen sind grösser als jene in den 20 Millionen Jahren davor**

Das leise Entlanggleiten an Gletscherkanten ist auch deswegen ein so grosses Erlebnis, weil dort so viel Leben ist. Von den Gletschern fliesst Schmelzwasser in die Fjorde, das Nährstoffe mit sich spült. Davon ernährt sich Phyto- und Zooplankton, das Fische und

Wale anlockt, die Fische wiederum die Möwen und Robben und weitere Wale und die Robben die Eisbären. Vor Gletscherwänden ist oft ein Getöse lärmender Vögel, dazwischen sieht man die Blase eines Buckelwals oder die weissen Rücken von Belugawalen, Eischollen treiben dahin, und darauf sitzt, wenn wir Glück haben, ein Eisbär.

Auch dieses Arktisbild wird es nicht mehr geben, wenn die Gletscher nicht mehr in die Fjorde fließen. So weit ist es noch nicht überall. Jetzt sind wir noch in einer Vorstufe, in der immer mehr Schmelzwasser immer schneller einfliesst, immer mehr Süsswasser also in das salzhaltige Meer. Und genau das bereitet Wissenschaftlern

grosse Sorgen. Diesen Sommer war ich mit dem Schweizer Meeresbiologen Nikolaus Gelpke auf seinem Schiff unterwegs, statt in Spitzbergen schlussendlich in Schottland, aber das ist eine andere Geschichte. Gelpke ist Herausgeber der Zeitschrift «mare» und der jährlich erscheinenden «World Ocean Review», er ist unter anderem Präsident der Ocean Science and Research Foundation und hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, Wissen über die Meere zu vermitteln.

An Bord seines Schiffs haben wir lange Gespräche über die Zukunft der Arktis geführt. «Das Dramatische an der jetzigen Entwicklung ist, dass ein so unglaublich wirksamer Effekt wie das Erliegen des Golfstroms durch das viele Eindringen von Süsswasser lediglich eine Folge in einer ganzen Reihe dramatischer Konsequenzen für das marine Leben ist, die der Klimawandel mit sich bringen wird», sagt er.

«Zu viel verändert sich zu schnell», sagt der Meeresbiologe Gelpke. Die Geschwindigkeit des Geschehens ist für ihn wie für den Glaziologen Alexander die grosse Herausforderung für

die arktische Welt und unseren gesamten Planeten. «Alle massgeblichen Probleme, die es in Ozeanen gibt, liegen daran, dass sich die Pflanzen und Tiere seit Jahrtausenden auf gewisse Parameter eingestellt haben – sei es auf einen zeitlichen Ablauf, einen bestimmten Säure- oder Salzgehalt oder eine Temperatur. Wenn man einen davon verändert, gerät alles durcheinander, und in extremen Gebieten wie der Arktis sieht man das am deutlichsten.»

In der Tat muss man, auch was das Meer angeht, schon lange kein Experte mehr sein, um die tiefgreifende Veränderung zu sehen. Man muss nur einen Blick auf die Karten werfen, auf denen die arktischen Meereisausdehnungen des letzten Jahrhunderts eingezeichnet sind.

Auf diesen Karten pulsiert das Eis: Im September kommt es jedes Jahr zum Minimum, nach der sommerlichen Schmelze, im März, nach dem Winter, zum Maximum. Im September 2020 wurde mit 3,74 Millionen Quadratkilometern zum zweiten Mal, seitdem die Eisfläche vermessen wird, eine minimale Ausdehnung von unter

vier Millionen Quadratkilometern gemessen, weniger Eis gab es nur 2012. Zu Beginn dieser Messungen, 1979, waren noch mehr als sieben Millionen Quadratkilometer nach der jährlichen Sommerschmelze übrig und vor allem: 30 Prozent davon waren dickes, mehrjähriges, massives Eis, das sehr langsam schmilzt.

Dieses Eis ist heute fast vollkommen verschwunden, ein Prozent macht sein Anteil noch aus. Und das Eis, das es jetzt noch gibt, ist dünn und anfällig. Eine enorme weisse Eisfläche ist also dunklem Wasser gewichen, wodurch der Albedo-Effekt abnimmt – es wird weniger Wärme reflektiert, dadurch schmilzt noch mehr.

Dieser Teufelskreis nimmt Fahrt auf. Das spürte man diesen Oktober, als die Neubildung des Meereises stockte, eine ganz neue Entwicklung – noch nie zuvor gab es im Oktober so wenig Meereis. «Durch das dünnere Eis», sagt Gelpke, «dringt mehr Licht an die Unterseite des Eises, wo die Eisalgen wachsen, einzelliges Phytoplankton.» Auch das ist eines der schönen Arktisbilder: braune, grüne,

«Zu viel verändert sich zu schnell», sagt der Meeresbiologe Nikolaus Gelpke.

## Cozy November



**onyva.ch**

On y va Zürich  
Zähringerplatz 15

DINGS Zürich  
Zollstrasse 12

DINGS Chur  
Goldgasse 23

On y va Biel  
Bahnhofstrasse 3



manchmal auch rote Algen, die an Eis wachsen und das Meereis bunt anmalen. «Diese Algen blühen wegen des Lichts jetzt früher, nämlich dann, wenn die Copepoden und Amphipoden, das Zooplankton, noch gar nicht da sind», fährt Gelpke fort. «Wenn diese Kleinstlebewesen dann Nahrung bräuchten, ist der Tisch schon nicht mehr gedeckt. Die gesamte Nahrungskette bricht zusammen.»

Auch das passiert schon. Letztes Jahr wurden 200 tote Grauwale an die Küsten Alaskas gespült. Sie waren verhungert. Wenn das Eis ganz verschwindet, gibt es gar keine Eisalgen mehr, es sei denn, die Algen schaffen es, sich sehr schnell anzupassen und

einen neuen Lebensraum zu finden. Noch grössere Sorge bereitet Gelpke aber die zunehmende Versauerung der Ozeane, eine sehr komplexe Folge des steigenden Kohlendioxid-Gehalts unserer Atmosphäre. Denn Kohlendioxid wird von den Meeren aufgenommen, und auch hier wieder besonders von den kalten Polarmeeren. Dadurch sinkt der pH-Wert der Ozeane. Und dieses «Saurerwerden» führt dazu, dass sich Organismen, die eine kalkhaltige Schale haben, auflösen. «Das ist die grösste Einflussnahme in ein Ökosystem, die man sich vorstellen kann», sagt Gelpke. «Ausschlaggebend ist auch hier, dass eine solche Entwicklung noch nie so schnell statt-

gefunden hat. Der Kohlendioxid-Anstieg in unseren Meeren, den wir beobachten, ist in der Evolutionsgeschichte der vergangenen 20 Millionen Jahre einmalig. Und es wird so sein, dass viele Arten es nicht schaffen, sich an die Veränderungen anzupassen.»

Nun sind die polaren Nahrungsketten aber relativ einfach. Eine der wundervollen Eigenheiten dieser Regionen ist, dass sich riesige Tiere wie Blauwale von Kleinstlebewesen ernähren – die dafür natürlich in einer immensen Anzahl vorkommen müssen. Wenn nun Flügelschnecken, Ruderfusskrebse und die ganzen kleinen Lebewesen ausbleiben, fehlt die Basis, der Anfang von allem.

---

## VI

### Weint nicht um den Eisbären, weint um die Flügelschnecke / Ich statt Wir / Erinnerungen an ein glückliches Volk

Was Nikolaus Gelpke genauso wie Andreas Alexander zu schaffen macht, sind die langsamen Reaktionen von Entscheidern. Der Verleger Gelpke sieht die Schwierigkeiten auch in der Darstellbarkeit der grossen Probleme, die auf uns zukommen. «Man kann mit dem Eisbären als Symbol für Klimawandel arbeiten, man kann auch Plastik gut als Problem darstellen», sagt er. «Aber wer interessiert sich dafür, wie schwer es eine Flügelschnecke in einem sauren Ozean hat? Diese Vorgänge sind leider so komplex wie wirkungsvoll – und deshalb lassen sie sich schwer vermitteln. Es lässt sich keine Lobby für die Flügelschnecke finden.»

Das liege auch an der oberflächlichen Haltung, die der Mensch der Natur entgegenbringe. «Wir finden es vielleicht schade, wenn es keine Wale mehr gibt, weil wir Wale mögen. Aber eine tiefgreifende Veränderung des Ökosystems finden wir Menschen erst einmal nicht schlimm, solange wir nicht moralisch, seelisch oder wirtschaftlich davon betroffen sind. Ich werde tatsächlich immer wieder gefragt, ob es denn schlimm sei, wenn es keine Eisbären mehr gibt – es gibt ja schliesslich auch keine Dinosaurier mehr, und niemand vermisst sie. Was

für eine anthropozentrische Sichtweise! Dabei geht es um eine viel grundlegendere, um eine ethische Frage: Jede Veränderung des Ökosystems ist falsch, nicht nur das Aussterben jener Tiere, die Kulleraugen haben oder bei denen wir es wirtschaftlich spüren.»

Wie dem Klimawandel begegnen? Wie diese grossen Veränderungen aufhalten, wie die Eiswelten erhalten?

Der Mensch habe für ein so grosses Vorhaben kaum Rüstzeug, meint Gelpke durchaus pessimistisch. «In den vergangenen Jahrzehnten haben sich ein eiskalter Kapitalismus und Darwinismus verbreitet, die nur noch auf dem Ego, dem Einzelnen basieren. Religionen oder der Sozialismus waren Ideen, um eine Gemeinschaft zu formen, die Idee war, dass man in der Gemeinschaft überlebt. Diese Bewegungen sind gescheitert, werden aber durch nichts ersetzt; es gibt keine neuen Bewegungen, keine Theorien, kein Licht am Horizont mehr.» Aber um etwas so Grosses wie den Klimawandel zu bekämpfen, sagt Gelpke, dafür brauche es ein Wir-Gefühl.

Gelpkes Worte gingen mir seitdem nicht mehr aus dem Kopf; sie schliessen für mich einen Kreis. Gerade in der Arktis war ein Wir-Gefühl immer überlebenswichtig. Und gerade in der

2015 und 2016 verbrachte ich drei Monate in Dörfern Ostgrönlands; nach einer Grönland-Durchquerung wollte ich wiederkommen und ergründen, wer in dieser Eiswelt lebt, wer diese Menschen sind, was sie tun. Ich hatte natürlich Nansens Bücher gelesen, in denen er fast liebevoll und voll Respekt von einem friedliebenden Volk berichtet. Das Volk, das Nansen beschreibt, ist eine Gemeinschaft, ein Wir:

«Der Grönländer ist von allen Menschen, die unser Herrgott erschaffen hat, der gesittetste. Friedfertigkeit und Freundlichkeit sind Hauptzüge seines Charakters. Er will gern mit allen seinen Mitmenschen auf möglichst gutem Fusse stehen und denkt daher nicht dran, sie zu verletzen, geschweige denn, ihnen Grobheiten zu sagen. (...) Das einzige, was sein Glück zu trüben vermag, ist, andere Not leiden zu sehen, und deshalb teilt er mit ihnen, solange er selbst etwas zu teilen hat. (...) In vieler Hinsicht ist die Moral des Eskimo durchgehend höher als die in den meisten christlichen Staaten. Ich möchte hier nur an ihre aufopfernde Nächstenliebe erinnern (...) – in unserer Gesellschaft gibt es dazu kaum ein Seitenstück.»

*Fridtjof Nansen, «Eskimoleben», 1891*

Rund 125 Jahre später fand ich zu meinem grossen Staunen in Ostgrönland noch Menschen, die mir ihr Leben mit fast denselben Worten beschrieben, die Nansen verwendet hatte. Nur sprachen sie dabei vom «alten Leben». Das alte Leben, wie es die Grönländer nennen, war das Leben mit und von der Jagd, in dem gemeinsam gejagt und geteilt wurde.

Der Ostgrönländer Harald Bianco, geboren 1954, verbrachte seine Kindheit in diesem alten Leben, in einem Erdhaus in Ikateq, einem Dorf, das heute verlassen ist. «Es gab keine Regeln», erzählte er mir, «man hat die anderen so behandelt, wie man selbst behandelt werden wollte. Es war eine Gesellschaft, die geteilt hat, um zu überleben. Darum ging es eigentlich. Wenn jemand etwas brauchte, dann bekam er es. Das Leben in Ikateq hat glücklich gemacht.»

Jetzt aber lebt Harald Bianco, wie alle Ostgrönländer, im neuen Leben. Wegen der grossen Eismassen vor der Küste kam die Moderne in Ostgrönland nur später an als in Westgrönland, wo schon Nansen beklagte, was die Europäer anrichteten:

«Dann kamen die Europäer. Ohne das Volk zu kennen und zu verstehen, gingen sie meist von der Ansicht aus, dass alles von Grund auf der Verbesserung bedürfe, und griffen zerstörend in das gesellschaftliche System ein.»

Die Europäer brachten Religion, neue Gesetze, ihre Massstäbe. Die Lebensweise der Grönländer galt fortan als minderwertig. Mühsam versuchten sie, sich in ihrem eigenen Land unter den neuen Regeln zurechtzufinden. Doch als in den 1980er-Jahren auch noch die Tierschützer kamen und gegen die Robbenjagd vorgehen, ihnen die Grundlage ihrer Existenz, die Jagd, nahmen, weil junge Robben nun einmal sehr putzig aussehen – da brach das alte Leben vollends zusammen.

Nicht nur, weil den Familien der Jäger nun die Einnahmen fehlten, sondern auch, weil man ihnen damit das letzte Stück Identität entriss. Heute nehmen sich viele Junge das Leben, sehr viele Grönländer leben von Sozialhilfe, weil die Europäer zwar ein Geldsystem nach Grönland brachten, aber noch immer keine neue Arbeit, die die Jagd hätte ersetzen können.

Wer das grosse Glück hat, mit Grönländern auf eine Zeltreise zu gehen, kann es manchmal noch sehen, das alte Leben. Das Fangen von Flussforellen mit den Händen, das Essen des wilden Fleisches von einem Felsen, auf dem alles geteilt wird, das Innehalten und Aufhorchen mitten in einem Lachen, das Spüren eines Tieres in der Nähe, bevor man es sieht, das gemeinsame Losziehen. Aber es sind dies nur noch die Reste, eine Freizeitbeschäftigung. Die Jagd dient nicht mehr dem Leben, nun hat jeder ein Haus, statt im warmen Wir der Erdhäuser leben die Menschen zersplittert und vereinzelt in ihren dänischen Einheitsholzhäusern, in denen sich täglich Tragödien abspielen.

Heute ist von dem von Nansen geradezu als Ideal beschriebenen Volk nichts mehr übrig. Es verschwand, innerhalb einer Generation, im gleichen Zeitraum, für den Gelpke den Siegeszug des Egoismus in der westlichen Welt beklagt. Heute wären die Grönländer nicht mehr in der Lage, mit so einfachen Mitteln in diesem so harschen Gebiet zu überleben. Nicht weil ihnen die Fertigkeiten der Jagd abhandengekommen sind. Sondern weil sie den Unbillen der Eismassen nicht mehr mit dem Wertvollsten und Wirkungsvollsten begegnen können, das es gibt: dem Gemeinschaftsgefühl, dem Zusammenhalt. Einzelkämpfer aber, wie wir es heute sind, hätten im alten Leben keine Chance gehabt.

Auch das hat der Mensch also in der Arktis verändert, und vielleicht ist dies am traurigsten: Er hat hier die Vielfalt seiner eigenen Art zerstört. Denn so oder ähnlich geschah es ja in allen arktischen Ländern. Das Besondere an Ostgrönland ist nur, dass es jetzt gerade noch passiert, und es passiert, wie der Klimawandel, sehr schnell. So viel Wissen ist schon verloren, so viel Kultur. So viel Freude und Schönes.

Die Arktis, wie wir sie kannten, gibt es also nicht mehr. Als ich 2007 begann, in der Arktis zu arbeiten, konnten wir in Vorträgen noch sagen, dies und das *ist* so und so. Heute sagen wir, es *war* so und so, aber jetzt ist es anders. Und wie es wirklich ist, das weiss noch niemand so genau, weil gerade etwas Neues entsteht, sich schützt und rüttelt. 2020 ist das erste Jahr

**Als in den Achtzigern auch noch die Tierschützer kamen und gegen die Robbenjagd vorgehen, brach das alte Leben der Grönländer vollends zusammen.**

seit 2008, in dem ich nicht in Spitzbergen gewesen bin. Wir hoffen alle auf 2021. Aber ich habe Angst, was wir dann sehen werden. Unter dem abgeschmolzenen Seligerbreen kamen 2016 neue Inseln zum Vorschein, erst standen noch gewaltige Eistürme darauf, dann fielen diese in sich zusammen. Jedes Jahr waren die Brocken kleiner und der Gletscher dahinter weiter weg. Man kann jetzt vermutlich schon auf diesen Inseln anlanden.

Und bald wird sich Spitzbergen im Süden teilen, dort, wo von Westen der Hornsund in die Insel hineinschneidet, wird der den Sund noch begrenzende Hornbreen abgeschmolzen sein. Unter diesem Gletscher liegt kein Land, das weiss man mittlerweile, und damit wird der Hornsund wirklich ein Sund sein, eine offene Wasserstrasse, und dann wird es ein Nord-Spitzbergen und ein Süd-Spitzbergen geben.

All diese Schönheit wird noch zu unseren Lebzeiten verschwunden sein. Die Geschichten, die die Entdecker und Abenteurer in sie hineinschrieben – man wird sie nicht mehr verstehen. Wer kann sich noch Eislandschaften, ihre Schönheit wie ihre Schrecken, vorstellen, wenn es gar keine mehr gibt?

Es wird etwas verloren sein, für immer. **DM**

BIRGIT LUTZ ist Expeditionsleiterin, Vortragsrednerin und Buchautorin. Sie ist zweimal auf Skiern von einer russischen Eisstation zum Nordpol marschiert. Ihr jüngstes Buch heisst «Heute gehen wir Wale fangen» und ist bei btb erschienen. [birgit@birgit-lutz.de](mailto:birgit@birgit-lutz.de)